

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 4 (1924-1925)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sondern sie werden durch die Kultur des französischen Bodens zu Franzosen. Die nichtagrarischen Einwanderer hingegen, die sich schlecht anpassen — von 30,569, die 1923 im Departement der Seine zur Option kommen sollten, optierten nur 534 für Frankreich —, sollen bereits an der Grenze zurückgewiesen werden. Gascoin fordert daher zum Schluß eine Einwandererauslese, ähnlich der amerikanischen.

S. M.

Bücher

Friedrich Bayers Erinnerungen.

Nach den hohen deutschen Militärs, die sich zu ihrer Rechtfertigung über ihre Beteiligung an der Tragödie des Weltkrieges haben hören lassen, sind auch Zivilisten, die eine bedeutende Rolle in ihr gespielt haben, zum Wort gekommen. Unter ihnen nimmt Friedrich Bayer, der schwäbische Vertreter der Demokratie, der Vertrauensmann der Mehrheitsparteien des Reichstags beim Übergang des Reichskanzleramtes auf den Grafen Hertling im November 1917 und der Stellvertreter des Reichskanzlers unter ihm und dem Prinzen Max von Baden, eine eigenartige Stellung ein. Ohne es gewollt zu haben, aber seinem Pflichtgefühl gehorchend, war er auf einen hohen Posten in der Regierung geführt worden, den er bis zum Ausbruch der Revolution mit Ehren ausfüllte. Was er während seiner Amtstätigkeit erlebt hat, bildet den Hauptteil seiner Erinnerungen.*) Ein paar ergänzende Kapitel behandeln die unmittelbar vorausgehende Zeit und setzen die Darstellung fort bis zu den Friedensverhandlungen.

Bewundernswert ist die Ruhe und Objektivität, mit welcher der Verfasser die ihn so nahe berührenden sachlichen und persönlichen Fragen bemeißelt. Er bemüht sich, ohne Zweifel in unbewußter Befolgung der Vorschrift Kantens, „sein Selbst gleichsam auszulöschen, um nur die Dinge reden zu lassen“. Dabei vermeidet er durchaus nicht, mit deren überzeugender Kraft verdunkelte Tatsbestände richtig zu stellen und Legenden, die durch Autoritäten von großem Namen gestützt werden, als solche zu entlarven. Mitunter schwebt über seiner Darstellung ein leichter Hauch von Ironie, die begreiflicherweise hier und da beim Rückblick auf die miterlebte Katastrophe in melancholische Stimmung umschlägt.

Man könnte als roten Faden, der sich durch Bayers Schrift hindurchzieht, bezeichnen die Geschichte der allmählichen Ausbildung des parlamentarischen Systems im deutschen Reich. Er zeigt zunächst, wie in den ersten Jahrzehnten nach der Gründung des Reiches, der Schöpfung Bismarcks, die tatsächliche Machtstellung des deutschen Reichstages eine äußerst bescheidene war. Dann weist er nach, wie derselbe, wenn schon nur vorübergehend, das Recht und die Pflicht für sich in Anspruch nahm, mit der Verurteilung des persönlichen Regiments Wilhelms II. am 10. und 11. November 1908, bei der er selbst den Reichskanzler Bülow mitriß, „als gleichberechtigter Faktor die Geschichte des deutschen Volkes mitzubestimmen“. Er erinnert daran, wie 1912 nach mühseliger Vorarbeit wenigstens die Voraussetzungen für „Mehrheitsbildungen aus größeren Gruppen auf gewissen Weltanschauungen“ im Reichstag vorhanden waren, ohne welche eine wirkliche Einwirkung der Volksvertretung auf die Regierung unmöglich war. „So kam man, schließt er diesen Abschnitt, allmählich, weniger durch das zielbewußte Streben einzelner Parlamentarier oder Par-

*) Von Bethmann-Hollweg bis Ebert. Erinnerungen und Bilder. Von Friedrich Bayer, Stellvertreter des Reichskanzlers a. D. 1923. Frankfurter Societäts-Druckerei, G. m. b. H., Buchverlag. Frankfurt a. M. 304 S.

teien als durch die sich von selbst aus den Verhältnissen ergebende allgemeine Entwicklung auf den Weg zur Parlamentarisierung und schließlich zu dieser selbst.“ Aber er bekennt sich zu dem Glauben, daß es ohne den Krieg „oder richtiger gesagt, ohne den unglücklichen Verlauf des Krieges“ noch lange bis dahin gedauert haben würde.

Mit dem Krieg, dessen Durchführung kräftigste Unterstützung des Volkes und der Volksvertretung voraussetzte, mußte die Bedeutung des Reichstags sich heben. Auf die Dauer, zumal angesichts der häufigen Übergriffe der militärischen Instanzen, konnte er es bei der entfangungsvollen Zurückhaltung, die sich in dem Ermächtigungsgesetz zu wirtschaftlichen Maßnahmen ausgesprochen hatte, nicht bemenden lassen. Auch in den Regierungskreisen fühlte man das Bedürfnis, sich durch Beteiligung des Reichstags an schwerwiegenden Beschlüssen eine Rückenbedeckung zu verschaffen. Es bedeutete, wie Payer hervorhebt, „einen sich in aller Stille vollziehenden, aber gewaltigen Umschwung zwar nicht in der staatsrechtlichen, aber in der Machtstellung des Reichstags, als man gegen Ende des Jahres 1916 seinem Urteil ein entscheidendes Gewicht in der Frage der Aufnahme des unbeschränkten Unterseebootkrieges beizumessen begann.“ Ein neuer Abschnitt in seinem Verhältnis zur Reichsregierung begann im Juli 1917 mit der Bildung des „Interfraktionellen Ausschusses“ unter Payers Vorsitz. Unmittelbar darauf geschah es, daß ein Vertreter der preußischen Monarchie, der Kronprinz, im Auftrag seines Vaters, zum ersten Mal seit fünfundvierzig Jahren, das Bedürfnis empfand, sich offiziell über die Anschauungen der Parteiführer des Reichstags zu informieren. Payer schildert auf drastische Art diese Besprechung im kronprinzlichen Palais in einem Raum, der ihm mehr „den Eindruck eines Aufbewahrungsraumes für überflüssige Möbel als den eines Empfangszimmers machte“. Scheinbar noch größere Ehre widerfuhr dem Parlament und den Parteiführern am 14. Juli durch die Einladung zu einer Besprechung mit den nach Berlin berufenen Heerführern Hindenburg und Ludendorff im Generalstabsgebäude, die er damals zuerst persönlich kennen lernte. Sie wünschten „eine schneidigere Fassung“ der in der Vorberatung befindlichen „Friedens-Resolution“. Hindenburg mahnte: „Mehr Pfeffer, meine Herren, mehr Pfeffer.“ Inzwischen war Bethmann-Hollweg, dem Payer ein viel besseres Zeugnis ausstellt, als gemeiniglich in den Memoiren- und Geschichtswerken zu lesen ist, zu Fall gebracht und „in kopfloser Verlegenheit“ der seiner Aufgabe ganz und gar nicht gewachsene Michaelis als sein Nachfolger ins Reichskanzleramt „kommandiert“ worden. Die Führer der verbündeten Mehrheitsparteien des Reichstages waren bei seiner Berufung nicht gefragt worden. Aber zum ersten Mal seit Bestehen des Reiches wurden sie offiziell dazu aufgefordert, dem Kanzler den Entwurf seiner Antrittsrede zu revidieren. Einen Tag nach Annahme der Friedensresolution am 20. Juli 1917 ließ sich sogar der Träger der Krone zum ersten Mal dazu herab, bei zwanglosem Zusammentreffen in Helfferichs Dienstwohnung mit den Führern sämtlicher Parteien persönlich zu verkehren. Freilich war der Eindruck seiner Äußerungen „geradezu entsetzlich“. Er schwärmte den Abgeordneten, die sich um den Frieden mühten, von einem neuen Krieg aller europäischen Völker gegen England vor und stieß die Demokraten und Sozialdemokraten unter seinen Zuhörern mit der Bemerkung vor den Kopf: „Wo die Garde auftritt, gibt es keine Demokraten.“ Nach dem Fiasko des Reichskanzlers Michaelis mußte er sich doch dazu entschließen, bei dem allgemein zunehmenden Pessimismus ihm nun nach Verständigung mit den Mehrheitsparteien des Reichstags in der Person des Grafen Hertling einen Nachfolger zu geben. Dieser Entschluß mag ihm als eine Kapitulation vor der Volksvertretung erschienen sein. Wie niedrig er diese immer noch einschätzte, hatte Payer, der nunmehrige Stellvertreter des Reichskanzlers, Gelegenheit, Mitte Februar 1918 bei den Besprechungen im kaiserlichen Hoflager zu Homburg zu bemerken. Allein nicht in der Verständnislosigkeit des Kaisers, auch nicht in dem Gegensatz Erzbergers und Hertlings oder in dem unbefieglichen Mißtrauen der Rechtsparteien war das Haupthindernis für ein gedeihliches Wirken dieser Übergangsregierung zu finden. Es lag vielmehr in ihrer Machtlosigkeit gegenüber der

Obersten Heeresleitung, die bis zum Herbst des Jahres 1918 ein unbegrenztes Vertrauen genoß.

Hier erhebt sich das Werk Payers naturnotwendig zur Anklage gegen Ludendorff, ihren leitenden Geist. Was immer Ludendorff zu seiner Selbstverteidigung gesagt hat, hält vor den rein sachlichen Angaben Payers nicht stand. Am wenigsten zu entkräften sind seine Vorwürfe wegen der „militärischen Bankerotterklärung“, die in dem völlig überraschenden, dringenden Waffenstillstandsverlangen von Ende September 1918 lag. „Wie war es möglich, fragt er, daß die Oberste Heeresleitung den Abgrund, in den wir eben zu stürzen drohten, erst in der letzten Sekunde sah? Oder wenn sie ihn früher sah, wie war es zu rechtfertigen, daß sie nicht einmal die Reichsleitung von der ungeheuren Gefahr, in der wir uns, ohne es zu ahnen, befanden, rechtzeitig benachrichtigt hatte? Man weiß, daß diese „militärische Bankerotterklärung“ zeitlich zusammenfiel mit der Aufgabe, nach Hertlings Rücktritt „im Eiltempo“ eine neue, rein parlamentarische, Regierung zu bilden, die dann unter der Reichskanzlerschaft des Prinzen Max von Baden zustande kam. Für diese Vorgänge ist Payer, der von sich sagen kann, „quorum pars magna fini“, ein klassischer Zeuge. Ebenso hoch ist der Wert seiner Aufzeichnungen, als einer ungetrübten Quelle, für die Geschichte des militärischen Zusammenbruchs, der erzwungenen Friedensverhandlungen, des Ausbruchs der Revolution, des Sturzes der monarchischen Gewalten, einzuschätzen. Sie und da, bei der Wiedergabe von Beratungen am grünen Tisch oder von telephonischen und telegraphischen Mitteilungen aus dem großen Hauptquartier und an dasselbe, erhält die im ganzen kühle Erzählung einen dramatischen Charakter.

Auch in diesen Abschnitten fehlt es nicht an Zerstörung von Legenden. So wird die „gewerbsmäßig wiederholte und fruktifizierte Darstellung“ widerlegt, „als ob das Kabinett schwächlich dem Drucke der planmäßig auf gewaltsame Beseitigung nicht bloß des Kaisers, sondern der Monarchie überhaupt hinarbeitenden Sozialdemokratie weichend den Kaiser preisgegeben und dessen Absetzung beschlossen habe.“ Ebenso wird die beinahe „komische“ Behauptung „königstreuer, starker oder wenigstens selbstbewußter Männer, die damals nicht dazu kamen, die Monarchie selbst zu retten,“ zurückgewiesen, „die Revolution sei keineswegs die unausbleibliche Folge des militärischen, außenpolitischen und seelischen Zusammenbruchs gewesen, sondern künstlich im Kriegskabinett aus Haß gegen das Bestehende von den Mehrheitsparteien herbeigeführt worden.“ Nach Payers Dafürhalten erklärte auch „das Bewußtsein des Unabänderlichen“ die Tatsache, „daß von den Zehntausenden bis in die Knochen königstreuer Herren vom Hof, von der Beamtenschaft und aus den Reihen der Offiziere und der sogenannten Gesellschaft niemand auch nur den leisesten Versuch machte, sich persönlich für den Kaiser oder die Monarchie einzusetzen.“

Er weiß es zu rühmen, daß die Sozialdemokratie damals „die Macht und den Willen hatte, den Bürgerkrieg zu verhüten“ und schlägt dies Verdienst um so höher an, „als die Sozialdemokratie sich ganz klar darüber war, daß diejenigen Gegner, die sie mit Vorbedacht schonten, ihnen das später nicht danken würden.“ Ebenso läßt er dem Prinzen Max von Baden volle Gerechtigkeit widerfahren. „Er hat sich, lautet sein abschließendes Urteil, in kritischer Stunde dem deutschen Volk zur Verfügung gestellt, weil er hoffte, dem Reich noch zu einem nicht demütigenden und materiell erträglichen Frieden verhelfen zu können. Tatsächlich war er bestimmt, gegen seinen Willen den Bankrott Deutschlands vor der Welt anzumelden, wenn ihm auch die Unterzeichnung der Waffenstillstandsbedingungen erspart blieb. In der Zwischenzeit hat er mannhaft seine Pflicht getan, obwohl er Enttäuschung um Enttäuschung erleben mußte. Seine von ihm hochgewerteten Beziehungen zum Ausland, nicht bloß seine höfischen, sondern auch die zu mancherlei bedeutenden Männern, seine Stellung, sein Name als der eines Vertreters der Friedens- und Verständigungsbestrebungen, sein Einfluß auf den Kaiser, sie erwiesen sich schließlich alle miteinander als unvermögend, seine Absichten zu fördern. Die Oberste Heeresleitung nötigte ihn, gegen seinen zähen Widerspruch, unsern Gegnern zu deren Verblüffung wie zum

Entsetzen des eigenen Heeres und Volkes anzuzeigen, daß wir militärisch das Rennen aufgeben und um eine Ruhepause bitten; drei Wochen nachher wollte sie ihn umgekehrt zu einem ebenso impulsiven Abbruch der Verhandlungen und damit Deutschland zu einem romantischen Schlusseffekt drängen." Die „unerhörte Selbstverständlichkeit“, mit der ohne Sensation am 9. November 1918 die Reichskanzlerschaft des Prinzen von der Eberts abgelöst wurde, findet nach Payer darin ihre Erklärung, daß sämtliche Beteiligte, außer dem großen Hauptquartier, den Zusammenbruch der Monarchie und den Übergang der Macht auf die Massen als „bereits vollzogene Tatsachen“ betrachteten. Es konnte sich daher nur noch darum handeln, die staatsrechtlich-formale Bestätigung dieser Tatsache „in möglichst einfacher Form“ zu vollziehen.

Nicht ohne tiefe Ergriffenheit wird man das letzte Kapitel „Aus den Friedensverhandlungen“ lesen, dem Betrachtungen über einige Spezialfragen, wie „Vom Untersee-Boot-Krieg“, „Elsaß-Lothringen“, „Vom preußischen Wahlrecht“ vorangehen. Payer war während jener Verhandlungen Mitglied der Nationalversammlung und in derselben Vorsitzender der demokratischen Partei. Er schildert höchst anschaulich die zweimalige Krisis, während deren es an einem Haar hing, daß der Krieg seitens der Feinde Deutschlands wieder aufgenommen wurde, und die Zwangslage, die zur Unterzeichnung einer Urkunde führte, in der das von Deutschland angenommene Schuldbekenntnis „eine erpreßte Lüge“ war und die dem deutschen Volk unerträgliche Lasten auferlegte. „Mir imponiert, schließt er diesen Bericht, der Männerstolz, mit dem die Rechtsparteien auf diejenigen herabzusehen pflegen, die damals dem Vaterland das Opfer gebracht hatten, offen für die Unterzeichnung des Friedensvertrags einzutreten, immer sehr wenig, wenn ich an jene Stunde ernstlicher Verantwortlichkeit und an die Art zurückdenke, wie der Vertrag durch das freundwillige Entgegenkommen seiner Gegner zustande kam.“ Man legt seine Schrift aus der Hand mit dem Bewußtsein, die Erinnerungen eines Mannes gelesen zu haben, der von der ersten bis zur letzten Seite seine Vaterlandsliebe und sein Streben nach Wahrheit nicht verleugnet.

Alfred Stern.

Aus der Geschichte der Bagdadbahn.

Seitdem Deutschland aus der Türkei verdrängt worden ist, haben bedeutende Finanzkreise der Vereinigten Staaten von Nordamerika ihr Augenmerk auf Kleinasien gerichtet. Das lebhafteste Interesse der Amerikaner an diesem überaus entwicklungsfähigen Land fand in dem Buche **„Turkey, The Great Powers and The Bagdad Railway“** (Türkei, Großmächte und Bagdadbahn) des Geschichtsprofessors an der Columbia-Universität **Edward Mead Earle** einen be-
redeten Niederschlag (XIII u. 364 S. mit zwei Karten, 10¹/₂ Sh. geb. The Macmillan Co., New York u. London 1923).

Die Bagdadbahn lag jahrzehntelang als diplomatischer Zankapfel zwischen den europäischen Mächten. Daran war nicht Deutschland schuld. Denn die deutschen Unternehmer boten Frankreich und England frühzeitig gleiche Beteiligung an und sie verpflichteten sich überdies, keinerlei Vorzugstarife und sonstige Vergünstigungen einzuführen. Rußland war stets gegen die Bahn; Frankreich zeigte sich bis 1903 wohlwollend neutral; England, das noch um die Jahrhundertwende die deutschen Pläne in Kleinasien begünstigte — als es nämlich Deutschland als Verbündeten haben wollte —, wandte sich, eingeleitet durch einen heftigen Pressefeldzug im April 1903, scharf gegen die Beteiligung englischer Finanzleute an dem Unternehmen. Dabei zeigte sich eine Spaltung im englischen Kabinett. Premierminister Balfour und Außenminister Lord Lansdowne fanden die deutschen Vorschläge durchaus annehmbar und befürworteten die britische Beteiligung; Kolonialminister Chamberlain aber widersetzte sich und drang mit seiner deutschfeindlichen Ansicht durch. Die Entente war bereits in der Bildung begriffen. Frankreich gesellte sich nun ebenfalls zu

den Gegnern der Bahn. Und so offenbarte sich in Kleinasien zum ersten Mal die Gesamteinstellung der künftigen, von England geführten Mächtegruppe gegen den Dreibund, was man später „Einkreisung“ nannte.

Carle hebt hervor, daß von allen europäischen Mächten Deutschland das größte Bedürfnis hatte, die asiatische Türkei wirtschaftlich zu entwickeln. Deutschlands Verhalten entsprach auch weitaus am meisten den Interessen der Türkei. Selbst die Jungtürken, die politisch zur Entente neigten, mußten bald erkennen, daß die Deutschen eigentlich ihre einzigen Freunde waren. Und Carle stellt den außerordentlich hohen Nutzen fest, den die Bagdadbahn der Pforte, sowie dem Handel ganz Europas verschaffte.

Alle großen Verkehrsstraßen dieser Art erhalten schließlich eine politische und strategische Bedeutung und werden zu einem Faktor des Imperialismus. Der Verfasser betont jedoch, daß nicht der deutsche Imperialismus allein den Weltfrieden bedroht habe, sondern der Imperialismus aller Nationen (S. 292).

Vom Herbst 1910 an bequemen sich zuerst Rußland, dann Frankreich und endlich England zu Abkommen mit Deutschland über die Bagdadbahn. Die bis auf die Unterschriften fertige Vereinbarung zwischen Berlin und London vom Juni 1914 konnte aber keine Früchte mehr tragen. Carle meint mit Recht, daß sie, früher abgeschlossen, „ein mächtiger Antrieb für eine englisch-deutsche Annäherung gewesen“ wäre und die Entfremdung der beiden Völker vielleicht verhindert hätte (S. 264). Carle's Darstellung, insbesondere sein 8. Kapitel „Großbritannien blockiert den Weg“, zeigt, daß die Verantwortung dafür hauptsächlich auf die Entente fällt. Und er hat ein offenes Auge für die Tatsache, daß die Bagdadbahn eine der beträchtlichsten Ursachen des großen Krieges und einer seiner Hauptpreise war (S. 127, 205, 279/80, 291/2, 295).

Der amerikanische Geschichtsforscher hat nicht nur alles ihm bis zum Sommer 1923 erreichbare gedruckte Material sorgfältig verarbeitet, sondern auch bei Männern, die in hervorragender Weise mit der Bagdadbahn verbunden waren, Erkundigungen eingezo-gen (so bei A. v. Gwinner, Dr. Karl Helfferich, Djavid Beh etc.). Er konnte auf diese Weise noch unbekannte Dokumente veröffentlichen. Einige Lücken, wie die anscheinende Unkenntnis des Verfassers über die englischen Bündnisangebote an Deutschland von 1898—1901, vermögen den Wert seiner „Study in Imperialism“ nur wenig zu beeinträchtigen. H. L.

Europäische Volkstumsfragen.

Neben den zwischen staatlichen Hochspannungen, die jeden Augenblick in Kriegen ihre Entladung finden können, bestehen in Europa zur Zeit noch die ebenso gefährlichen der zwischen völkischen. Sie rühren daher, daß man einerseits angebliche Nationalstaaten gegründet, andererseits aber durch willkürliche Abgrenzungen diese sogenannten Nationalstaaten zu Nationalitätenstaaten gemacht hat und nun durch Unterdrückung und Entrechtung entweder die sprachlichen Minderheiten zu beseitigen oder doch ihr Vorhandensein zu verhüllen versucht. Das Vorkriegseuropa kannte schon solche Zustände, aber nur an bestimmten Stellen, und der Gleichgewichtszustand des Erdteils zusammen mit dem damals noch bedeutend lebendigeren politischen Schamgefühl ließ es meist nicht zum Äußersten kommen. Heute sind die Minderheitenfragen die brennendsten der Politik, und Brandherde finden sich in ganz Europa.

Max Hilberert Böhm behandelt in seinem neuen Buche **Europa irredenta** (bei R. Hobbings in Berlin 1923) auf 330 Seiten die traurige und gefährliche Lage, in die unser Weltteil durch die stümperhafte Neueinteilung der Staatsgebiete geraten ist. Der Untertitel: „Eine Einführung in das Nationalitätenproblem der Gegenwart“ bezeichnet Absicht und Inhalt des Werkes am besten. Hier ist nicht nur vom leidtragenden Deutschland die Rede, sondern von allen Volkstumsfragen des Erdteils, und nicht eine Sturmglocke will der Verfasser läuten, sondern das Werden des jetzigen Zustandes in einer etwa ein Jahrhundert umfassenden geschichtlichen Übersicht beschreiben. Statistische

Einzelheiten und dergleichen gibt er freilich nicht, aber eine großzügige Gesamtübersicht, beleuchtet von einer Menge seiner politischen Gedanken und scharfer Urteile. Der Verfasser ist vom Leben für die Behandlung dieser Fragen besonders vorbereitet worden; er hat den Nationalitätenjammer des Ostens und Westens erlebt, den einen als Balte, den andern als langjähriger Bewohner des Elsasses. Im übrigen merkt man seinem Buch an, daß er von der Philosophie herkommt. Sein Eigentum ist wohl der gegen Ende immer deutlicher hervortretende Gedanke, daß der Grundirrtum aller verfehlten „Lösungen“ und „Erlösungen“ die Übertragung „westlicher“ (lies: französischer) politischen Lehren auf das dafür gänzlich ungeeignete Völkerleben Osteuropas ist. Auf der Anklagebank sitzt die Ideologie der französischen Revolution, und das Buch ist denn auch alsbald von den Besatzungsherren in Dortmund verboten worden, — übrigens gewiß nicht nur seines Gedankengehaltes, sondern auch seiner nicht undeutlichen Sprache wegen. Beim Lesen wird einem so recht klar, welche Fülle furchtbarer Fragen die Friedensschlüsse von 1919 erst geschaffen haben, wie sehr jetzt erst ein Zustand hergestellt ist, aus dem es ohne Kriege oder Revolutionen — wahrscheinlich beides — keinen Ausweg gibt. Aber auch das andere weiß Böhm uns deutlich zu machen, daß nämlich der Krieg von 1914 — doch man sagt es am treffendsten mit einem Worte von Jean Debré: la guerre était un aboutissement. Beides zusammen genommen macht das Furchtbarste aus, was unsere Völker erlebt haben: alle Bewegungen und Strebungen zweier Jahrhunderte münden in einen Krieg aus, und dieser Krieg hinterläßt außer den alten eine ganze Reihe neuer, fast unlösbarer Rätsel und höchst gefährlicher Spannungszustände.

Die Schwäche des Buches ist vielleicht, daß es zu einseitig die machtpolitische Seite der ganzen Angelegenheit behandelt und zu wenig die inneren, die kulturellen Grundlagen. Aber schon so bedeutet das Werk eine sehr große Arbeit, die bis jetzt gefehlt hat.

In Zukunftsaussichten ist der Verfasser mit Recht vorsichtig, was ihn nicht hindert, gerade sein Schlußkapitel — eben: *Ausblick* überschrieben — besonders anziehend zu gestalten. Er stellt hier vor allem auch die Forderung: *Abbau der Staatsallmacht* auf, die ich bei Behandlung des Nationalismus im Juniheft des III. Jahrganges dieser Zeitschrift vertreten habe. Nur auf diesem Wege ist für die sprachlichen und kirchlichen Minderheiten das Leben erträglich zu gestalten. Dringt diese Einsicht nicht bald durch, so werden die ohnehin drohenden neuen Erschütterungen der Staaten und Völker für unser armes Europa von einer Art sein, die nur mit einem entsetzlichen Erdbeben zu vergleichen ist. Was ihr im Wege steht, das ist einerseits immer noch ein Rest von sozialistischem Massenwahn, dann aber vor allem der Wunsch der Sieger und ihrer Anhänger, die Volkstumsfragen nunmehr als gelöst zu betrachten.

Eduard Blocher.

Die staatsrechtlichen Grundlagen der Schweiz.

Fritz Fleiners „*Schweizerisches Bundesstaatsrecht*“ (erschienen bei J. C. B. Mohr in Tübingen; 1923) ist das umfassendste und eingehendste Werk, welches über die Schweiz als Staat, über den „schweizerischen Bundesstaat“ geschrieben worden ist. Wir haben hier ein sowohl nach Inhalt und Form gediegenes, sorgfältig ausgearbeitetes Buch vor uns, das den besten staatsrechtlichen Einzelabhandlungen — wie etwa einem „*American Commonwealth*“ von Bryce (soeben auch deutsch herausgekommen!) — ohne weiteres an die Seite gestellt werden kann. Fleiner hat sich mit diesem Werk aber nicht nur ein großes wissenschaftliches Verdienst erworben, sondern ebenfalls ein hohes vaterländisches Verdienst. Gerade heute, nachdem die Schweiz die Gefahren des Weltkrieges glücklich überstanden hat, erkennen wir, daß unsere Staatsverfassung eine der wichtigsten Grundlagen unseres gemeinsamen Wohlergehens ist. Ein demokratisches Gemeinwesen kann zudem den Fragen des staatlichen Zusammenlebens

kaum genügend Aufmerksamkeit schenken. Das gilt vor allem in staatspolitisch hochgradig erregten Zeiten, wie wir gegenwärtig durchmachen. Solche Zeiten stellen die Demokratie überhaupt und damit auch unsere Demokratie auf eine außerordentliche Belastungsprobe. Weltpolitisch gesehen hat die Schweiz heute, zusammen mit einigen wenigen anderen Staaten, die Aufgabe, dem demokratischen Gedanken über die schweren Anfechtungen der Gegenwart hinwegzuhelfen. Man erfährt etwa aus dem Buche von James Bryce über „Moderne Demokratien“, welche ungewöhnlich hohe Einschätzung der schweizerischen Demokratie in den Augen der Welt zuteil wird. (Dieses Buch erscheint gegenwärtig in einer deutschen Ausgabe; 1. Band, „Allgemeine Einleitung; Europäische Demokratien“, München 1923.)

Fleiners Buch ist übersichtlich gegliedert und enthält eine Fülle von Quellenangaben. Das ist eine für jeden wissenschaftlichen Forscher sehr erfreuliche Beigabe. Fast auf jeder Seite des Buches ist die Hälfte des Raumes durch enggedruckte Fußnoten ausgefüllt!

Es ist unmöglich, hier auch nur ein ungefähres Bild von der Problemfülle des Buches zu bieten. — Fleiner kennzeichnet die Schweiz besonders als eine reine Demokratie, im Gegensatz zu der sonst vorherrschenden Form der „parlamentarischen“ Demokratie. Dieser Zug bestimmt ihre wesentlichen Besonderheiten. Der oberste politische Grundsatz der reinen Demokratie ist die Volkssouveränität. Fleiner weist nach, in welchem hohen Grade dieser Begriff in der Schweiz Tatsache geworden ist. Die Schweiz ist ein offenkundiges Beispiel dafür, daß es möglich ist, einen Staat durch den Mehrheitswillen des Volkes zu regieren. — Das wichtigste Mittel des Volkes zur Wahrung und Ausübung seiner Rechte im Staat ist das Referendum. Das Referendums- und das Initiativrecht verkörpern im eigentlichen Sinne das, was man gewöhnlich unter der politischen Freiheit der Schweiz versteht. Das Stimmrecht des Bürgers ist überhaupt die eigentliche Grundlage des schweizerischen Verfassungslebens; das allgemeine Stimmrecht allein verwirklicht auch Rousseaus Forderung nach dem „Gesellschaftsvertrag“. Die Volksgesetzgebung „ist die eigenartigste politische Schöpfung der Schweiz“, sagt Fleiner. Das Referendum kann die Übermacht der Parteien im Parlament verhindern; es kann den politischen Minderheiten eher zu ihrem Recht verhelfen; es ist das beste, unerreichte politische Erziehungsmittel in einem Staate. Das ergibt sich schon aus der Erwägung heraus, daß Erziehung mit Verantwortung einsetzt; wo letzten Endes das Volk für die Führung der Staatsgeschäfte verantwortlich ist, da wird es sich auch die nötige politische Bildung aneignen! Das gilt wenigstens mit einem Korn Salz. — Das Referendum verwirklicht den Sinn der Demokratie. Dadurch ist der einzelne Bürger unmittelbar an den obersten staatlichen Entscheidungen beteiligt ohne das Dazwischentreten der Partei.

Die Volksgesetzgebung ist selbstverständlich nur eine Seite des schweizerischen Verfassungslebens. Fleiner verweilt nicht weniger eingehend bei den vielen andern staatsrechtlichen Einrichtungen und Problemen der Schweiz. Dem Problem des schweizerischen Föderalismus und dem Nationalitätenproblem wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Auf nicht weniger als 350 Seiten des rund 800 Seiten starken Buches bietet Fleiner auch einen Überblick über die eidgenössische Verwaltung. Dadurch erlangt sein Werk auch für die dem Staatsrecht verwandten Wissensgebiete, wie für die Volkswirtschaftslehre große Bedeutung.

Ein letzter Abschnitt von rund 100 Seiten bespricht die „Auswärtigen Angelegenheiten“ der Schweiz. Die jahrhundertalte, fest überlieferte Friedenspolitik ist nicht der mindeste Grundstein der ganzen Verfassung unseres Landes, und besonders auch seiner so weit gediehenen Demokratie. Fleiner betont die große Wichtigkeit der dauernden Neutralität für die Schweiz. Gerade in der gegenwärtigen Zeit verdienen die außerpolitischen Fragen unsere besondere Aufmerksamkeit, da die Schweiz hier mehr als anderweitig von allerlei Klippen und Gefahren umlauert ist.

Dieser kurze Überblick muß genügen, um auf die Wichtigkeit von Fleiners „Bundesstaatsrecht“ hinzuweisen. Dieses Werk wird vor allem jedem politisch tätigen Schweizer große, ja unentbehrliche Dienste leisten. Es wird aber zweifellos auch dazu beitragen, im Ausland das Verständnis für das schweizerische Staatswesen und für die reine Demokratie zu heben.

Hans Honegger.

Geopolitik.

Zwei Haupteigenschaften kennzeichnen das politische Denken des liberalistischen Zeitalters der vergangenen Jahrzehnte: Rationalismus und Materialismus. Beide haben zu einer Aufweichung des Staatsbegriffes geführt, unter deren Folgen wir heute leiden. Für den Rationalismus mit seinem Glauben an einen beliebig in des Menschen Willkür stehenden „Fortschritt“ ist der Staat eine überwundene Sache, an dessen Stelle möglichst bald die staatslose Herde Menschheit zu treten hat. Der Materialismus, für den das menschliche Dasein sich in der möglichst reibungslosen Befriedigung der Bedürfnisse erschöpft, billigt dem Staat lediglich die Rolle des Erzeugers und Verteilers der für die Bedürfnisbefriedigung notwendigen Güter zu. Beiden, dem Rationalismus wie dem Materialismus, fehlt bei ihrer mechanistischen, unschöpferischen Denkweise jegliches Verständnis für organisches Werden und Gewachsensein; daher auch für die natürlichen Gegebenheiten, auf denen die Existenz eines Staates als organisches Lebewesen beruht.

Besonders vernachlässigt worden ist in den letzten Jahrzehnten neben der geschichtlichen Betrachtungsweise die richtige Einschätzung der staatsbildenden und staatsserhaltenden Kraft der geographischen Gegebenheiten. Herausgegeben von Prof. Haushofer in München und Prof. Obst in Hannover, erscheint seit Neujahr in Deutschland (Kurt Vowinkel Verlag, Berlin) eine Zeitschrift „Geopolitik“, die, aufbauend auf den von Ritter, Ratzel und Kjellen geschaffenen Grundlagen, sich zur Aufgabe macht, das Wissen „von der politischen Lebensform im Lebensraum, in ihrer Erdgebundenheit und Bedingtheit durch geschichtliche Bewegung“ zu fördern. Die fünf bisher erschienenen Hefte geben einen guten Begriff davon, wie erfolgreich diese Aufgabe angepackt wird.

Gerade wir in der Schweiz haben Anlaß, über den Anteil nachzudenken, den die geographischen Gegebenheiten an der Entstehung und — an der Weiterexistenz unseres Staates besitzen. (Der konservative Denker **Gonzague de Reynold** hebt diesen Anteil in seiner Essay-Sammlung „La Suisse une et diverse“ ganz besonders hervor; wir werden auf das Buch noch in anderem Zusammenhang zurückkommen.) Die „geopolitische“ Anschauungsweise ist die beste Abwehr gegen eine Überspannung des Nationalitätenprinzips; sie gibt uns aber auch klaren Aufschluß über die Rolle, die wir infolge unserer geographischen Lage in der heutigen und künftigen Auseinandersetzung der europäischen Großmächte spielen. **Hermann Stegemanns** großangelegtes, ganz von „geopolitischer“ Anschauung beherrschtes Werk „Der Kampf um den Rhein“ (Deutsche Verlagsanstalt, Berlin-Stuttgart 1924) dürfte sich hier in erster Linie zum Studium eignen; auch auf dieses Buch wird noch ausführlich zurückzukommen sein.

Das Festspiel zum eidg. Schützenfest. *)

Ein schweizerisches Festspiel ist kein historisches Schauspiel und kein sog. Volksstück, sondern — eben ein schweizerisches Festspiel, eine Gattung für sich.

*) **Cäsar v. Arx**, Die Schweizer. Historisches Festspiel zum Eidg. Schützenfest 1924 in Aarau. Buchdruckerei der „Neuen Aarg. Zeitung“, Aarau.

Das Wesentliche liegt im „schweizerisch“, im „Fest“ und im „Spiel“ deutlich ausgesprochen. Schweizerisch soll es sein nicht nur dem Geist und dem Stoffe nach, was sich von selbst versteht, sondern durch die Aufführenden. Wir lassen uns nicht, wie im Theater, etwas von Ausländern vorspielen, sondern wir spielen selber. Das Festliche an dem Spiel ist der Anlaß, das schweizerische Fest, der vaterländische Gedenktag des ganzen Volkes. Hier wird die Vergangenheit in lebenden Gestalten heraufbeschworen. Die einfachste Form ist der kostümierte Festzug, aus dem sich leicht ein Spiel entwickelt. Der Aufzug wird dann zur Aufführung. Ein richtiges Festspiel verlangt eine festlich gestimmte, zum Fest versammelte, von der Bedeutung des Festes durchdrungene Zuschauermenge. Man kann ein Festspiel auch nach dem Fest, für das es gemacht ist, wiederholen; aber dann ist es nicht mehr ein richtiges Festspiel. Aus diesem Festanlaß ergibt sich auch der dritte wesentliche Zug des schweizerischen Festspiels: daß es vor allem Spiel, Schauspiel sein soll und nicht Rede, Deklamation oder Predigt. Die Tausende, die da zusammenkommen, Gebildete und Ungebildete, Frauen und Kinder, in der Hauptsache schaulustige, mit Sinnen und Gemüt, nicht mit literarischem Verständnis ausgerüstete Menschen, wollen vor allem sehen, weit mehr als hören. Darum muß, zumal wenn unter freiem Himmel gespielt wird, für ein sinnfälliges, auch bei unverständlich werdender Rede eindruckliches Spiel gesorgt werden. Was der Dichter zu sagen hat und was er die Personen des Spiels sagen läßt, muß in anschaulichen Figuren, Gruppen und Bildern das Auge fesseln und durch das Auge zur Seele reden.

Der Dichter des Festspiels zum eidgenössischen Schützenfest von 1924 hat diese Aufgabe durchaus erfüllt. Sein Festspiel ist schweizerisch-vaterländisch in Stoff und Gehalt; es ist vom Gedanken des Festes, einer Ehrung der schweizerischen Wehrkraft, durchzogen; es verkörpert diesen Gedanken in eindrucksvollen Bildern.

Mit all dem könnte es ein Festspiel von geschickter Mache, aber ohne innern Wahrheitsgehalt sein. Das ist es glücklicherweise nicht. Es besteht auch die Prüfung stillen, aufmerksamen Lesens. Die Sprache hat Kraft und Geist und läßt den Pulsschlag eines Menschen fühlen, der die Schweizergeschichte dem Festvolk nicht bloß zur theatralischen Unterhaltung, sondern auch zur gedanklichen Aufklärung und Erbauung vor Augen führt.

Das Festspiel ist nämlich seinem Inhalte nach eine Darstellung der Schweizergeschichte in sechzehn dramatischen Szenen von der Gründung der Eidgenossenschaft bis zur Gegenwart. Es nennt sich „Die Schweizer“, könnte aber auch, nach dem allegorischen Grundgedanken, den das Vorspiel einführt, „Das Schweizerhaus“ heißen. Auf dieser volkstümlichen Anschauung nämlich — einst von Bernh. Häfliger in seinem Lied „D'Brust“ überaus glücklich verwendet — beruht zum guten Teil die Bildlichkeit des Festspiels. Gleich nach Beginn desselben wird hinter einem sich öffnenden Vorhang auf erhöhter Bühne ein typisches Schweizerhaus mit wappengeschmückter Front sichtbar. Das ist der Staat, das Haus, das, von seinem Genius, dem Bauherrn, beraten, das Schweizervolk sich selber baut. Mehr als einmal droht ihm der Untergang. In dem Zeitbild „Tell, 1291“ ist das Haus verschwunden. An seiner Stelle troht eine Zwingburg herab. In der ersten Szene, „Patriziat und Bauernkrieg“, erscheint das Schweizerhaus in fremdländischem Schmuck, von hohen Tarnushecken umrahmt. In dem Bild aus der französischen Revolution von 1798 steht es lichterloh in Flammen. Neu erstanden aus der Asche zeigt es sich wieder 1848.

Wie dieses Sinnbild des Vaterlandes zieht sich noch eine andere Allegorie durch das ganze Festspiel: zwei Frauenschöre, genannt die Chöre der Wehrmütter und der Nährmütter. „Ewig verschwistert, doch ewig entzweit“, verkörpern sie die kriegerisch treibenden und die friedlich erhaltenden Kräfte im Volksstaat; oft auch scheinen die Wehrmütter den Trieb in die Weite und Fremde (Söldnerdienst, Eroberungslust), die Nährmütter die Anhänglichkeit an den Heimatboden zu bedeuten; oder jene den Zweifelgeist, der nur mit Tatsachen

rechnet, diese den Herzensglauben, der leicht über Tatsachen hinwegschwärmt. Die Einteilung des Chors in zwei Hälften ist also nicht so verstanden wie in der „Braut von Messina“, wo die beiden Chöre nur durch die Feindschaft der Brüder in Streit miteinander verflochten werden, als ideale Person aber immer einig sind. Cäsar v. Arx will in den Chören jene durch alle Zeiten hindurch sich erneuernden Grundgesetze des Temperaments, der Lebensauffassung personifizieren, welche immer wieder aufeinanderprallen und der so nötigen Einigkeit gefährlich werden.

Wie die Versöhnung dieser Gegensätze je und je die Sorge der weiseften Vaterlandsfreunde war, so bildet sie auch den versöhnenden Abschluß dieses Festspiels, wenn die beiden Chöre unter dem Jubel des Volkes endlich Hand in Hand zum Schweizerhaus hinaufschreiten, wo der Bauherr sie empfängt:

Aus zukunfts träumerischen Wahnbezirken,
Aus irrer Flucht in längst vergangne Pracht
Seid ihr zu schlichterm, aber schönern Wirken,
Euch selbst begreifend und versöhnt, erwacht!
So formte sich aus eurem Wortgeflechte
Des Vaterlandes preisendes Gedicht. —
Die schwanken Pfeiler haßgetrennter Rechte
Verbrücket nun das edle Joch der Pflicht
Zur Ehrenpforte, wie kein Fürst sie sah
Für —

Hier stockt meine Feder. Ich sollte schreiben, wie gedruckt steht: „Für euer Mütterchen — Helvetia!“ Aber das will mir nicht in den Zusammenhang obiger schwungvollen Verse. Es sträubt sich etwas dagegen, Helvetia ein Mütterchen zu nennen. Mutter ist doch schon menschlich und heimelig genug. Und ich weiß nicht, ob der geschickte Bühnenmeister, der in Cäsar v. Arx steckt, sich nicht verrechnet hat, als er, um nur ja das Banal-Theatralische zu vermeiden, in der Regiebemerkung Helvetia als „eine einfache Frau aus dem Volk mit zwei kleinen Kindern an der Hand“ beschrieb. In andern allegorischen Figuren hat er einen ausgezeichneten Sinn für wirksame Plastik bewiesen; so besonders im Tod, wenn er ihn, nach dem Sieg über Burgund (6. Szene) als Schweizeröldner gekleidet auf Karls des Kühnen Thron sitzen läßt, oder später, in der zehnten Szene („Heimat und Fremdienst“), wenn er ihn als französischen Ambassador aus der Zeit Ludwigs XIV. in einem mit klingelnden Goldstücken überfüllten Kostüm zeigt. Wirkungsvoll erfunden ist auch der angefettete häßliche Zwerg, der in der 15. Szene (1848) den Kantönligeist darstellen soll.

Unstreitig ist das Geschick, mit welchem geschichtliche Kriegs- und Staatsaktionen oder Kulturvorgänge auf das Maß des Bühnenmöglichen vereinfacht und zu sinnbildlicher Szenenwirkung gebracht werden. So z. B. gleich Tells Heldentat in der ersten und die Schlacht bei Sempach in der dritten Szene, wo der Tod selbst triumphierend Winkelrieds Opfer und den Fall der österreichischen Ritterschaft meldet; so später der Rückzug der Nachhut von Marignano (8. Szene) und die Heimkehr der letzten Beresina-Schweizer (14. Szene); so auch die Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert, die durch ein lebendes Bild veranschaulicht wird: Das Kreuz von Golgatha, unter dessen linkem Arm Zwingli und unter dem rechten ein katholischer Priester zu getrennten Gemeinden predigen. Überaus sprechend ist auch das lebende Bild der 16. Szene, wo Kaiser, Papst, Könige und Fürsten dem Schweizeröldner mit goldenen Ketten und andern Geschenken huldigen.

Der plötzliche Wechsel solcher Bühnenbilder wird durch die ganze Anlage der Festspielbühne erleichtert: eine Orchestra, eine erste und eine zweite Bühne; alle drei Teile durch große Freitreppen miteinander verbunden und durch Vorhänge trennbar. So ist es möglich, daß die Bühnenhandlung, auf der Orchestra beginnend, sich stufenweise nach oben erweitert, wie z. B. in der Schlacht bei Murten (5. Szene), die in großartiger Vereinfachung einen Bühnenraum nach dem andern in Anspruch nimmt: auf der Orchestra die Sammlung des eid-

genössischen Heeres und das Gebet vor der Schlacht; auf der ersten Bühne das üppige und frohe Treiben im burgundischen Lager. Hohn der burgundischen Landsknechte über die betenden Schweizer. Dann Angriffs-signale, Geschößregen, Vorrücken der Eidgenossen unter dem Spiel des Bernermarsches. Sturm auf die zweite Bühne, wo der Vorhang den weiteren Verlauf des Kampfes den Blicken verschließt.

Das Textheft spricht von einer verkürzten Bühnensfassung. Es sind in der Tat einige Wiederholungen vorhanden, wie z. B. in den Berichten über die Schlacht bei Marignano (7.—9. Szene) und in dem zweimaligen Abschied der von ihren Liebsten scheidenden Schweizerknaben (9. und 10. Szene). Sonst aber ist kaum eine Szene nach ihrer geschichtlichen Bedeutung entbehrlich; und auch die bunten, reichbewegten Friedensbilder aus dem Volksleben möchte man nicht missen: das Erntebild in der zweiten, das Marktbild in der vierten, das gymnastische Knabenspiel in der siebenten Szene.

In der sprachlichen Form zeigt der Dichter eine Beweglichkeit und Vielseitigkeit, wie gerade ein Festspiel mit seinen wechselnden Stimmungen sie braucht: vom derben (im Lied der Burgunder und der schweizerischen Antwort darauf fast zu dreckigen) Volkston bis zum hochgestimmten Hymnus verwandelt sich die Sprache oft in raschem Wechsel. Vorherrschend ist, namentlich im Redegesecht der Wehr- und Nährmütter, das sich durch das ganze Festspiel schlingt, der feierlich gehobene Ton des gereimten Fünftakters. Das Volk spricht gerne in viertaktigen Paarreimen, oft knittelversmäßig frei, meist aber fest und rund gedrechselt, wie z. B. in der Auslassung über die napoleonische Fremdherrschaft:

Wir glaubten frei uns, glückberauscht,
Und haben nur das Joch vertauscht!
Wir lagen hart, jedoch im eignen Bette,
Jetzt liegen härter wir in fremder Kette!
Wir waren Knechte, doch in freiem Land,
Jetzt ist das Sklavenmal uns eingebrannt!

Freie Rhythmen werden bald zu hohem, bald zu niederem Ausdruck verwendet; zu niederem beispielsweise sehr gut in den ohnmächtigen Zornesworten des Zwerges Rantönligeist gegen seinen Bändiger, den Bauherrn des Schweizerhauses von 1848:

Die Pestilenz dir in den Leib!
In deinen Knochen,
Du Reib,
Soll der Wurm dir pochen!
Und der grüne Eiter,
Immer weiter
In tausend Wunden
Ohne Gesunden
Dir das Mark auskochen.

Feierlichen Ton haben die freien, gereimten Rhythmen in dem Schwur, den das Volk der Waldstätte dem Befreier Tell nachspricht:

Knechtschaft zum Troß
Frei uns entfalten!
Hart wie ein Klotz,
Nicht klein zu spalten!
Keinen Gewalten
Untertan!
Auge um Auge! Zahn um Zahn!

Dieser alttestamentliche Rachegeist paßt zwar nicht zu der weisen Mäßigung, die im herkömmlichen Bilde einen so schönen Zug der ersten Eidgenossen ausmacht. Aber man könnte sich noch darüber hinwegsetzen, wenn der barbarische Schwur nur nicht im Schlußbilde (Huldigung des Volkes und Heeres an Helvetia) wiederkehrte und zwar vom „Mütterchen“ Helvetia selbst gesprochen und vom ganzen Volk feierlich wiederholt.

Die Sprache des Festspiels ist, wie schon gesagt, frei von banaler Schönerednerei, bildkräftig, gesättigt mit Anschauung, reich an Kühnheiten und Neubildungen; so z. B. in den Worten des ersten Chors, wenn er (in dem Bild aus den Mailänderkriegen) dem zweiten Chor schimpfliche Unterwürfigkeit gegen fremde Herren vorhält:

Sklave bist du! — Ruhglockentönige!
Meine Söhne sind Rächter der Könige,
Throneerschütterer, Kronenverleiher,
Willkürzer splitterer, Völkerbefreier. . .

Oder kurz vorher in der Rede des Todes, worin er den Hohn der Burgunder auf die „Schweizerküh“ triumphierend zurückweist:

Denn die „Küh“ ist nicht verendet,
Ist ein blutgefleckter Tiger,
Brankenstolz und stark gelenket,
Und der Tod ein Schweizerkrieger
Und ein Weltbesieger worden.

Sehr gut werden manchmal Volkslieder verwendet, auch mit Umdeutung und Ironisierung ihres Sinnes, so im Bauernkrieg (11. Szene) das alte „Es taget vor dem Walde“:

Es taget vor dem Walde,
Wach auf, Bauersmann!
Die Herren laufen balde,
Es hebt ein Jagen an (u. s. w.).

Mit blutigem Humor schließt der Henker die Szene:

Es nachtet hinterm Walde,
Schlaf wohl, Bauersmann!
Die Führer sterben balde
Und du bleibst Untertan!
Holder Buel, heioho!
Dein Freiheitswahn ist schon vertan!
Heio — heioho —
Schlaf wohl, Bauersmann!

So viel Kunst und edle Freiheit diese Sprache auszeichnet, so ist sie im grammatischen Sinne doch nicht immer rein. „Todesbesiegend“ (S. 57) statt todbesiegend, „der Funke glost“ (S. 44) statt glostet sind falsche Bildungen. „Einer Mutter entboren“ (S. 64) im ziellosen Sinn des Zeitwortes ist allzu frei gebildet. Unklar ist die Beziehung des Genitivs „des schönsten Rechtes“ in dem Satz (S. 72):

Ich sah versöhnt, die immer sich bestritten,
Des schönsten Rechtes: ihrer Pflicht bewußt.

Nebenbei, was soll „Aherie“ sein in dem Ausruf „Boh Aherie!“ (S. 16). Ist es vielleicht eine Vermischung von „Boh Küri!“ mit „Kyrie eleison!“?

Doch weg von diesen Kleinigkeiten, die doch zu klein sind, um den Gesamteindruck zu beeinträchtigen, daß dieses Festspiel, wie es in seiner Anlage überaus bühnenmäßig wirksam, in seinem vaterländischen Geiste erfreulich, so auch in seiner Sprache eine kraft- und lebenssprühende Schöpfung ist.

Cäsar v. Urx hat vor einigen Jahren mit seiner „Roten Schwyzerei“ Lärm gemacht. — Quantum mutatus ab illo!

D. v. Greherz.

Die Geschichte vom Soldaten.

Daß das moderne Theater mit seinem tausendfach verwickelten Apparat, mit seiner Täuschungs- und Verblüffungskunst, mit seiner das Wort verschlingenden Vielstimmigkeit von Sinnesindrücken eine Gegenwirkung hervorrufen mußte, eine Rückkehr zum Schlichten, zum Ur- und Volkstümlichen — das ist nur zu begreiflich. Es ist auch sehr zu begrüßen, wenn der Weg zu einer natürlicheren,

unbefangeneren, unmittelbarerem Kunst eingeschlagen wird; wenn dem verwirrenden Sinnenjchwall des Bühnenschauspiels das einfachste Brettergerüst, dem mechanisierten Virtuositentum der Schauspieler die Frische und Ehrlichkeit des ernsthaften Dilettanten gegenübergestellt wird.

Allein das Suchen nach dem Primitiven kann auch zu einer gesuchten, unechten Primitivität führen. Der Fall liegt vor, scheint mir, wenn man die Schranken der Künste nach Belieben niederreißt und z. B. Drama und Epos ineinander überfließen läßt, wie es in Ramuz' „Geschichte vom Soldaten“ geschieht.*) Hier wird ein — wie man uns sagt — altrussisches Märchen von einem heimkehrenden Soldaten in Szene gesetzt, aber wie? Ein Vorleser liest die Geschichte vor, und auf der Bühne hinter ihm wird gespielt. Warum nicht? Was sich dramatisch gestalten läßt, gibt der Dichter dramatisch; und was sich nicht gestalten oder doch besser erzählen läßt, das gibt er episch. Wenn es so wäre, hätten wir wirklich eine Rückkehr zu einfacherer Kunst. Da ließen sich die schönsten Märchen, Sagen, Fabeln und Geschichten herrlich inszenieren, ohne den lästigen Zwang der räumlichen Einheit, ohne die technischen Herereien von Verwandlungen, Geistererscheinungen, Versenkungen, rollenden Hintergründen u. s. w. Alle Handlung, die sich nicht in Raum und Gegenwart bannen ließe, also z. B. auch die wandernden Handlungen, die zeitlich ausgedehnten oder wunderbaren oder die rein gedanklichen Geschehnisse — das alles würde dem Erzähler überlassen, und der Vorhang höbe sich nur wieder, wenn der Faden der Geschichte sich zum bühnenmäßigen Ereignis verknötete.

So versteht aber der waadtländische Dichter seine Kunst nicht. Seine eigenen Anweisungen und Erklärungen lassen keinen Zweifel übrig: er will Schauspiel und Erzählung vermischen. „Der Vorleser,“ sagt er, „muß als Akteur lesen.“ „Der Vorleser,“ sagt er, „und der Soldat (auf der Bühne) sind ein und dieselbe Person... Der Vorleser ist sozusagen das Gewissen des Soldaten.“ Der Soldat auf der Bühne dagegen soll „beinahe unbeweglich“ sein. Eine Marionette, erklärt Adolf Faber im Ramuz-Heft des „Lesezirkels“; „wie wir Menschen alle“ Marionetten sind. Wir alle!

Und so geschieht's. Der Vorleser begnügt sich nicht mit dem Erzählen, er spielt mit, er greift in die Handlung ein, er spricht statt des Soldaten auf der Bühne, ja er spricht sogar den Liebesdialog, den (im zweiten Teil des Stückes) der Soldat und die Prinzessin auf der Bühne bloß mimen. Das Tollste geschieht (auf S. 24) da, wo der Vorleser, der Teufel und der Soldat zueinander und durcheinander reden, und der Teufel obendrein gleichzeitig auf der Geige spielt. Es ist die reinste künstlerische Anarchie. Und alles das zu welchem Ende? Ich glaube wahrhaftig, um der Anarchie willen. Weil es diesem Dichter ungeheuer Spaß macht, alles literarisch-dramatische Herkommen über den Haufen zu werfen. Nur darum.

Muß man aber ein großer Dichter sein, um dieses Hoggis-Boggis der Dichtungsgattungen zu wagen? Oder könnte man das nicht einem jungen Brausekopf und Himmelsstürmer überlassen, der noch nicht trocken hinter den Ohren ist?

Ich kenne das russische Märchen nicht, das dieser Geschichte vom Soldaten zugrunde liegen soll. Ich will annehmen, es sei besser, bedeutend besser als das, was in dieser anarchischen Epo-Dramatik daraus geworden ist. Aber auch, wenn ich annehme, das russische Märchen sei gut, so glaube ich nicht, daß es zur Verschweigerung geeignet war.

Zwischen Chur und Wallenstadt
Heimwärts wandert ein Soldat.

So fängt das Spiel an. Und der französische Verfasser gibt ausdrücklich die Anweisung, der erste Teil des Dramas müsse — man verzeihe dieses Deutsch, die Übersetzung ist nicht von mir! — „mit ziemlich dramatischen Lokalfakzenten

*) C. F. Ramuz, Die Geschichte vom Soldaten. Gelesen, gespielt und getanzt, in zwei Teilen. Freie Nachdichtung von Hans Reinhart. Musik von Igor Strawinsky. Zürich, Verlag des Lesezirkels Hottingen, 1924.

gehalten werden.“ Also ein schweizerischer Soldat zwischen Chur und Wallenstadt. Aus seinem Ordonnanztornister nimmt er eine — jedermann erwartet eine Wurst oder eine Wäntele Schnaps, vielleicht ein Päckchen Stümpen oder allenfalls eine Mundharmonika — nein, eine Geige nimmt er hervor. „Sie kostete mich Franken acht.“ Diese Geige tauscht er dann gegen ein Zauberbuch an den Teufel aus, der ihm über'n Weg läuft. Das Zauberbuch macht ihn reich, sehr reich, aber unglücklich. In diesem unglücklichen Reichtum verfliegen ihm drei Jahre wie drei Tage. Wieder wandert der Soldat zwischen Chur und Wallenstadt. Da vernimmt er, daß eine kranke Königstochter dem zur Frau versprochen werde, der sie gesund mache. Er meldet sich zu diesem Behufe im Königsschloß, als „Feldscher“ — mit was für dramatischen Lokalfakzenten er das tut, wird nicht gesagt. Also der Schweizer soldat aus der Schießschule zu Wallenstadt heiratet eine Prinzessin. Allein er hält's nicht lange aus, das Heimweh nach dem Mütterlein befällt ihn, und er eilt heim. Am Grenzstein aber gerät er noch einmal dem Teufel in die Fänge. Der Teufel siegt diesmal endgültig. Er treibt den Soldaten mit einem triumphierenden Geigenspiel vor sich hin, nicht nach Chur, in die Hölle.

Man sieht deutlich: wie es diesem Dichter gefällt, Epos und Drama miteinander zu verquicken, so auch das Raum- und Zeitlose des Märchens mit den Lokalfakzenten eines Schweizer soldaten und einer Schießschule von Wallenstadt, einen wirklichkeitsfrohen Soldatentornister mit einer dimensionslosen Geige, eine sagenhafte Königstochter mit einem Zauberbuch, in welchem von Devisenfurs, Wechsel auf Sicht und Börsenzettel geschrieben steht.

Vielleicht ist das geistreich. Die Bewunderer von Ramuz' Werken behaupten es. Paul Seippel bewundert den Dichter gerade deshalb, weil er immer aus dem Wirklichen ins Unwirkliche hinübergleite. „Er lehrt uns, sagt er, das Unsichtbare sehen und greifen. Er macht uns das Unsichtbare wirklicher als die Wirklichkeit.“ Ich hätte nichts dagegen, wenn es so wäre. Aber ich finde die Art, wie in der Geschichte des Soldaten Wirkliches mit Unwirklichem und Unmöglichem zusammengewurstelt wird, erkünstelt und berechnet, eigenwillig und gewalttätig, jedenfalls alles andere als naiv; jedenfalls sehe ich darin keine Rückkehr zur einfachen Kunst.

Aber was wollen Sie? Das Stück hat gefallen, hat an deutschen Theatern Erfolg über Erfolg gehabt. Die braven deutschen Theater! Das gutherzige deutsche Publikum! Immer begeisterungsfähig für Fremdes, Neues, Weitheriges; immer bereit, seine ureigensten Bedürfnisse, Ansprüche, Strebungen zu verleugnen und dem Andersartigen, wenn es mit Selbstsicherheit auftritt, zu erliegen.

Oder liegt die Erklärung des Erfolgs vielleicht in der Musik Igor Strawinskys? Nach dem hochgestimmten Erguß des Genfer Kapellmeisters Ansermet (ebenfalls im Ramuz-Best des „Rezeirkels“) wäre diese Musik eine so eigenartig ursprüngliche Schöpfung, daß sie vielleicht über alle Schwächen der dichterischen Erfindung hinwegzutäuschen vermöchte. Ich kenne diese Musik nicht und urteile nicht darüber. Aber wenn sie noch so himmlisch wäre, und dann erst recht, würde ich es bedauern, daß sie dazu dienen muß, einen von Grund aus verfehlten Versuch im primitiven Drama zu verschönern.

Die Geschichte vom Soldaten soll uns ja, meint Adolf Aber, den Sinn wieder wecken „für die einfachsten Grundzüge alles dramatischen Geschehens“. Wie könnte sie das, wenn sie im Gegenteil die einfachsten Grundzüge des Dramatischen verwischt und das tolle Durcheinander von Vorlesung, Spiel und Tanz mit einer musikalischen Herrlichkeit umgibt, die einer ernstesten, gehaltvollen Dichtung würdig wäre?

Noch eins. Alles Gesagte bezieht sich auf Ramuz' Dichtung, nicht auf die Arbeit des Übersetzers, die ich, ohne das Original zu kennen, mit ganz wenigen Vorbehalten für eine sprachlich tüchtige Leistung halte.

D. v. Greherz.

Tegerſchen und Degersheim.*)

Die kleine Schrift, aber große Arbeit, die diesen Titel trägt, hat in den zwei Jahren seit ihrem Erscheinen die verdiente Würdigung noch nicht gefunden und soll darum hier, wenngleich von einem nicht fachmännisch befähigten Leser, zuhänden der schweizerischen Geschichtsfreunde und -forscher hervorgehoben werden. Was der gelehrte Verfasser anstrebt, eine urkundlich begründete Geschichte seines Heimortes Degersheim, gehört zu jener Art Geschichtsschreibung, wie sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts Justus Möser und hundert Jahre nach ihm Wilhelm Riehl gepflegt haben. In der Überzeugung, daß „einzig und allein durch die individuelle Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit eine Nation groß werden könne“, hat Möser seine „Osnabrückische Geschichte“ (1768) geschrieben, in welcher er am Schicksal der Landeigentümer die Geschichte des ganzen Volkes darzustellen suchte. Und in seinem Geiste, in der Absicht, an Stelle der herkömmlichen Staatsgeschichte eine wirkliche Geschichte des Volkes zu geben, hat Riehl, der Verfasser der „Naturgeschichte des deutschen Volkes“, der „Pfälzer“, der „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten“ u. s. w. sich das Studium des deutschen Volkes und seiner Gesittung auf Grund eingehender Forschung an Ort und Stelle zur Aufgabe gemacht.

Auch Prof. Hagmanns „Degersheim“ ist auf höhere Ziele als die einer chronikartigen Aneinanderreihung geschichtlicher Vorkommnisse gerichtet. Der Verfasser ist von der Einsicht geleitet, „daß das, was in so einem Dorf sich abspielt, in enger Wechselbeziehung steht zu allgemeinen Vorgängen“, daß es gleichsam ein Widerhall, ein Spiegelbild dessen sei, was die Welt durchtönt und durchleuchtet. So kommt es, daß in der Tat seine Geschichte von Degersheim oder Tegerſchen, dem alten Teger-ascai (Eſchenheim), von den frühesten Zeiten seiner Ansiedelung bis zu seinem heutigen blühenden Stande sich liest wie eine Schweizergeschichte in nuce; daß man auf Schritt und Tritt die Zusammenhänge des kleinen Gemeinwesens mit den Schicksalen des ganzen Landes erkennt. Neben dem staatlichen Leben steht das wirtschaftliche im Vordergrund, das besonders seit dem Aufblühen der Industrie (Baumwollweberei und Stickerie) sich vordrängt; aber auch das gesellschaftliche Leben (Feste, Bräuche, Vereine) und das geistige (Glaubensspaltung, Kirchen- und Schulwesen, Literarisches) werden mit in Betracht gezogen und durch typische Einzelvorfälle beleuchtet. Einzelbilder von Persönlichkeiten, darunter ergötliche Originale, dienen zur farbigen Belebung des allgemeinen Bildes. Wie denn überhaupt die ganze Darstellung, bei aller Gründlichkeit der urkundlichen Vorstudien, das Buch zu einer reizvollen Lektüre macht, die hoffentlich recht viele dazu Berufene anregt, die Geschichte ihres eigenen Heimortes zu erforschen und darzustellen..

D. v. G.

*) Tegerſchen und Degersheim. Nach den Quellen bearbeitet von Prof. Dr. Hagmann. Verlag von M. & H. Marcus in Breslau, 1922.

Mitteilung an unsere Bezüger.

Das August- und September-Heft werden wir vereinigt als Doppelnummer in der zweiten Hälfte August erscheinen lassen. Daher kommt auch dieses Heft schon mit etwas Verspätung und in verstärktem Umfange heraus. Wir hoffen, unsere Leser werden uns die kleine Atempause gerne gönnen.

Die Schriftleitung.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. — Schriftleitung und Verlag: Zürich, Steinhalbenstraße 66. — Druck: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist nur unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.